

Sprachwandel und Kulturwandel

Karl Vossler / Leo Spitzer
Gerhard Poppenberg (Hg.)

Sprachwandel und Kulturwandel



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Karl Vossler – Form und Bedeutung. Die Grundfrage der Sprachwissenschaft	7
Leo Spitzer – Karl Vossler, »Form und Bedeutung. Die Grundfragen der Sprachwissenschaft«	21
Gerhard Poppenberg – Gott, Geschlecht Grammatik	33
Anmerkungen	59
Bibliografie	61

Karl Vossler: Form und Bedeutung. Die Grundfrage der Sprachwissenschaft¹

In vorgeschichtlichen Zeiten schon hat der Mensch eine zweiseitige Auffaltung der Sprache gehabt, und heute noch ist die Sprachwissenschaft damit beschäftigt, diese zwei Seiten in Einklang zu bringen. Ja, in den Tagen Adams war es noch leicht, die eine mit der anderen zu vereinigen; heute verzweifeln die gewissenhaftesten und gelehrtesten Forscher daran.

»Als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nannte; denn, wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen.« Und als Adam zum ersten Mal des Weibes ansichtig wurde, nannte er sie »Männin«, weil sie, wie er meinte, »doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch und vom Manne genommen ist«. Kurz, er gab den Dingen, je nach Einsicht in ihre Herkunft und Bestimmung, einen Namen, keineswegs also willkürliche oder launige, sondern sinnvolle Namen. Und so, wie er die Dinge taufte, sollten sie heißen. Die Namen sollten gelten, weil sie sinnvoll waren; – aber doch wohl auch deshalb, weil

Adam der Herr der Dinge war und die Macht hatte, ihnen ihre Bestimmung zu setzen. So erscheint die Namengebung zunächst als ein Stück Einsicht in das Geheimnis der Dinge und als ein Stück Herrschaft über sie.

Wer aber die Einsicht ganz mit der Herrschaft zu vereinigen weiß, ist ein Zauberer. Der Magier kennt und verwendet die wirklich sinnvollen und wahren Namen und Wörter, mit denen er die Dinge ruft, zwingt und in der Gewalt seiner Formel hält. Hinter dem Glauben in die Zauberkraft der Worte, des Fluches, des Gebetes, des Segens usw. steht die Überzeugung, dass die Sprache ein Wissen und ein Können, ein geistiges Auge und eine geistige Hand zugleich ist.

Aber die Wirklichkeit widerlegt den Zauber, indem sie ihm nicht gehorcht. Die Dinge bleiben starr und gleichgültig gegen die Namen, mit denen er sie heischt. Nun nagt der Zweifel an der Herrschaftsgewalt und damit zugleich am Wahrheitsgehalt der Namen, der Wörter, der Sprache. Gegen den Magier erhebt sich der Mystiker:

Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut ...
Gefühl ist alles ...
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst.

Wer aber die Dinge nennt, wie er will, wem der Name nur Schall und Rauch ist, der versteht bald die Dinge und seinen Nächsten und schließlich sich selbst nicht

mehr. Er wird der Spielball der Dinge, verliert sich an sie und geht, wie es allerdings der Herzenswunsch des Mystikers will, ganz in ihnen auf. Anstatt zu ihnen zu reden, verstummt er, belauscht sie und vernimmt die unaussprechliche Harmonie ihres Lebens. Er lernt den Dingen eine neue, tiefere, sinnvollere Sprache ab. Keine toten Zauberformeln, sondern lebendige Klänge und Gesichte strömen ihm zu. Aus dem Urgrund der Dinge empfängt er ihr Geheimnis. Um das Unaussprechliche aber aussprechen und seinen Brüdern mitteilen zu können, muss er nun doch der leidigen Wörter und Namen und der alten Formeln sich wieder bedienen; denn etwas anderes würden die Menschen nicht verstehen. Zurückgekehrt aus seiner Verzückung, fällt er, sobald er den Mund öffnet, unter die Herrschaft der Wörter und Namen und ringt mit der Schwierigkeit, sich verständlich zu machen. Was dem Zauberer ein Werkzeug war, wird für ihn eine Fessel. Wofern er das Beste und eigenste seines Innern nicht verfälschen und verkümmern lassen will, muss er schweigen. Die Sprache ist nun kein geistiges Auge und keine Hand mehr, sondern ein Schleier und ein Hemmschuh für den Geist.

Nie haben diese beiden Auffassungen der Sprache sich so schroff gegenübergestanden, wie in der Zeit, da alle Christenheit bald magisch, bald mystisch gestimmt war: im Mittelalter. In beiden Lagern hatte man sich mit schwerem, von Plato und Aristoteles geliefertem Geschütz versehen. Die Magier nannten sich Realisten, um damit anzudeuten, dass sie an den Realitätsgehalt und Wahrheitswert der Sprache, der Wörter und der damit verwachsenen Begriffe glaub-

ten. Die Mystiker hießen Nominalisten, weil ihnen der Begriff nur ein Nomen, der Name, das Wort nur eine Trübung oder Fälschung der Wahrheit und Wirklichkeit war. Der Streit wogte lang und erbittert, mit wechselndem Glück. Eine Versöhnung ist nicht zustande gekommen, hauptsächlich wohl deshalb nicht, weil von beiden Seiten her das sprachliche Denken mit dem logischen vermengt und in seiner Eigenart missachtet wurde. Immer wieder traten die Zauberer der Worte den Rittern des Geistes und Verächtern des Wortes feindlich entgegen.

Der Durchschnittsmensch aber ist, Gott sei Dank, weder ganz Magier noch ganz Mystiker und trägt Wasser auf beiden Achseln. Er macht sein Zugeständnis an die magische Auffassung, indem er annimmt, dass das Wort zwar nicht über alle Welt, wohl aber über die Menschen Macht habe und den Menschen wenigstens menschlich nützliche Wahrheiten bedeuten und vermitteln könne. Er gibt aber auch den Mystikern recht und sieht die Verschleierungen, Trübungen, Verfälschungen und Missverständnisse ein, denen der wahre Sinn des Gemeinten durch den Wortlaut des Gesagten, die Sache durch den Namen unterworfen wird. Er glaubt an die Zauberkraft der Sprache, aber mit Vorsicht, und zweifelt an ihrer Macht und Wahrheit, aber mit Maß.

Zum annähernden Verständnis des sprachlichen Lebens genügt diese vorsichtige Mittelmäßigkeit des gesunden Menschenverstandes. Doch in der Sprachwissenschaft brechen die Gegensätze wieder auf; denn hier ist mit Zugeständnissen niemand gedient. Der mystisch gesinnte Forscher, der am Wahrheits-

und Wirklichkeitsgehalt der Sprache zweifelt, hofft, das schillernde Geheimnis der Worte dadurch zu ergründen, dass er von ihrem Gehalte ganz absieht. Er bemüht sich vielmehr, die Wörter und ihr buntes Treiben aus den Wörtern selbst zu erklären und keine Rücksicht auf die Sachen zu nehmen. Er leitet das eine Wort vom anderen ab, die spätere Form von der früheren, und findet die Gründe für die Abwandlung der Formen in ihrer formalen Natur. Er baut ein System der Satzformen, Wortformen, Lautformen, ermittelt syntaktische, flexivische, phonetische Gesetze, abstrahiert vom Leben, das im Hintergrunde gärt, und lässt als wissenschaftlich nur diejenigen Erklärungen gelten, die eine sprachliche Erscheinung an eine andere knüpfen und den Abgrund nicht überfliegen, den er zwischen Leben und Sprechen aufgerissen hat. So wird aus dem Mystiker ein Systematiker der vergleichenden Grammatik. Ich möchte damit nicht gesagt haben, dass die Vertreter der Grammatik insgesamt mystische Seelen und fromme Gemüter sind. Der Augenschein würde mich Lügen strafen. Sicher ist nur, dass in der wissenschaftlichen Grammatik grundsätzlich abgesehen werden muss von allem geistigen Schaffen und Streben als einem jenseits der Sprache liegenden Werte. Die Gesinnung des Forschers, der den großen Verzicht auf die Erkenntnis dieser treibenden Werte und Urkräfte zu leisten vermag, kann im Grunde nur fromme Ergebenheit und stilles Bescheiden sein.

Der magisch gerichtete Forscher dagegen eilt vom Wort zur Sache, von der Form zu ihrem Inhalt und Sinn. Das Schicksal der Sprache wird ihm zu

einer Geschichte der Dinge, die Sprachgeschichte zu menschlicher Geistes- und Kulturgeschichte. Immer deutet er über die Sprache hinaus auf die sachliche und seelische Wirklichkeit, auf den Geist, die Sinnesart und Willensrichtung, aus der diese oder jene Sprachform, diese oder jene Lautgebung herausgeboren ist. Schließlich findet er in der unscheinbarsten Umstellung der Worte, in der leisesten Schattierung der Laute und gar in den Tönungen der Stimme noch die eigenartige Gesinnung, die Meinung (den Lebenswillen), die Bedeutung heraus, die dabei im Spiele waren. Als wissenschaftlich in seinem Sinn erkennt er nur diejenigen Deutungen an, die das seelische und geistige Leben in der Sprachform, den Kern in der Hülle treffen. Jedes Ausbiegen in mechanische Erklärungen, phonetische und grammatische Abstraktionen muss ihm als Abweg oder wenigstens als Halbheit gelten.

Man hat nun, um ein friedliches Zusammenarbeiten zu ermöglichen, für beide Richtungen das Arbeitsfeld abgesteckt: den Mystikern die Formenlehre im weitesten Sinne des Wortes, den Magiern die Bedeutungslehre. Aus dieser Teilung haben, wie sich erwarten ließ, zunächst die Mystiker den größten Gewinn gezogen. In der Formenlehre ist denn auch dank den Bemühungen der sogenannten Neugrammatiker unsere Erkenntnis sehr viel weiter gediehen als in der Bedeutungslehre. Dieser Vorsprung hat es mit sich gebracht, dass die bewährten grammatischen Methoden auch in der Bedeutungslehre versucht wurden. Damit aber begann eine Verwirrung, und man geriet sich in die Haare. Ich habe es

selbst erlebt, als ich unter die Magier ging und einen Versuch machte, die französische Sprache als Ausdruck der französischen Kultur und Gesinnung zu deuten. Da fiel mir zum Beispiel auf, dass am Ausgang des Mittelalters die Franzosen eine merkwürdige Vorliebe bekamen für Zeitkonstruktionen wie: *vous saurez s'il aura rien fait* statt eines in anderen Zeiten üblichen *vous saurez s'il a rien fait*, das uns korrekter anmutet. Die in gewissem Sinne inkorrekte Konstruktion aber suchte ich aus der herrschenden Denkart des ausgehenden Mittelalters abzuleiten und begreiflich zu machen. Man verstehe, dachte ich mir, solche Fälle am besten, wenn man sich unmittelbar neben die abhängige Zeitform eine relative Zeitbestimmung wie *alors* oder *à cette époque là* gesetzt denke: *vous saurez s'il aura (alors, c'est à dire à l'époque que vous vous en informerez) rien fait*. Und nun versuchte ich zu zeigen, wie dieser Zeitauffassung die Anschauungsweise eines beobachtenden Praktikus oder Experimentators zugrunde liegt, für den die Ereignisse nicht in einem fest und bedingungslos eintretenden Zeitpunkt eintreten, sondern jeweilig, d. h. immer nur dann, wenn man beobachtet hat, dass die gesetzten Bedingungen sich erfüllen. Ich glaubte auch nachweisen zu können, dass diese Zeitperspektive, in der die Vorgänge nicht als geschichtlich tatsächlich, einmalig erscheinen, sondern als jeweilig, möglich, natürlich und experimentabel, dem praktischen Sinn für berechenbare Beobachtungen entspricht, wie er am Ende des Mittelalters in Frankreich erwachte, alles durchdrang und in tausenderlei anderen, literarischen, wis-

senschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen usw. Symptomen sich erkennen lässt. Zu derselben Zeit hat auch der Gebrauch des Teilungsartikels (*des cheveux, du feu, de la vertu*), der früher nur auf wenige, bestimmte Fälle beschränkt war, eine überraschende Erweiterung und Verallgemeinerung erfahren; ebenfalls, wie mir schien, ein Ausfluss jenes praktischen, rechnerischen Denkens und Wollens, für das alle Qualitäten messbar, teilbar, vertauschbar werden.

Meine grammatischen Kritiker meinten, ich wolle diesen Deutungen sprachlicher Ausdrücke den Wert einer allgemeingültigen Erklärung beimessen, und wendeten ein, dass andere praktische und rechnerische Völker und Zeiten, wie zum Beispiel die Italiener des Mittelalters, ähnliche Konstruktionen gar nicht oder doch nur sehr schwach ausgebildet hatten. Sie vergessen, dass eine historisch-psychologische Deutung doch wohl etwas anderes ist als ein allgemeines grammatisches Gesetz. Wenn der alte Cato aus Liebe zur Freiheit Selbstmord beginnt, so brauchen darum nicht alle Freiheitsschwärmer dasselbe zu tun.

Ferner wendete die grammatische Kritik ein, dass die obige Zeitkonstruktion, in der ich das Anbrechen einer neuen Kultur, die Morgenluft der Renaissance gewittert habe, in Wahrheit nur eine spießbürgerliche »Attraktion des Tempus des Nebensatzes durch das des Hauptsatzes sei, also eine innerhalb der Sprache und nicht zwischen Sprache und Kultur sich ergebende Erscheinung, die dem Trägheitsgesetz entstamme«. Auf seine Weise hat der Gegner zweifellos recht. Grammatikalisch betrachtet liegt eine sogenannte Attraktion vor, das heißt die Zeitform des

Hauptsatzes *vous saurez* hat die Zeitform des Nebensatzes *s'il a rien fait* angezogen und in das Futurum herübergerissen. Aus gedankenloser Gleichmachelei ist *s'il a rien fait* zu *s'il aura rien fait* geworden. Aber dieser Lapsus hat sich durchgesetzt und ist, wenigstens in der mittelfranzösischen Zeit, eine gebräuchliche und gültige Konstruktion geworden, kann darum in jener Zeit nicht mehr als Versehen eines einzelnen beurteilt werden. Sobald eine Sprachdummheit allgemein wird, hört sie auf, eine solche zu sein. Denn jetzt erfüllt sie sich mit dem Geist dieser Allgemeinheit, den wir nicht mehr korrigieren können, sondern verstehen und deuten müssen. Jede Änderung im Formensystem einer Sprache ist zunächst als »Dummheit« in Erscheinung getreten, jede neue Bahn des sprachlichen Denkens zunächst als Entgleisung, alle Entwicklung zunächst als Entartung. Wer bei diesem ersten Moment des sprachlichen Lebens und Strebens stehenbleibt, sieht nur Irrtum, Vergessen, Versehen, Verhören, Versprechen. Dieser beim Hergebrachten verharrende, alles Tasten nach neuen Sprachformen entwertende Standpunkt hat seine volle Berechtigung eigentlich nur in der Schule, wo das alte Sprachgut bewahrt und in Reinheit und Richtigkeit den jungen Geschlechtern überliefert werden soll. Der historische Sprachforscher aber geht vom ersten Moment immer zum zweiten über und betrachtet, wie die Entgleisung zu einer neuen Bahn, der Irrtum zu einer Einsicht, Versehen, Versprechen und Verhören zu Entdeckungen des sprachlichen Auges, Verfeinerungen der Artikulation und des Ohrs sich erheben.

Merkwürdig ist dabei nur, wie solche Errungenschaften dadurch zustande kommen sollen, dass die Dummheiten oder Entgleisungen der Einzelnen allgemein werden, das heißt bei der Gesamtheit oder wenigstens bei der Mehrzahl der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft Aufnahme finden. Indem die vielen sich den Lapsus der wenigen gefallen lassen, soll im sprachlichen Leben aus Unsinn Sinn werden? In der wunderbaren Fähigkeit, das Geistlose und Mechanische zu adeln und aus Trägheit Energie zu schlagen, liegt in der Tat das Geheimnis der Sprache. Die ersten, die es ahnten und davon entzückt und geblendet wurden, waren die Romantiker. Sie schwärmten von einem Genius der Sprache, vom Volksgeist, von der tiefen Seele der Massen. Was aber dieser Genius eigentlich ist, wussten sie nicht. Solange man es nicht weiß, werden erklärende Grammatiker und deutende Historiker, Mystiker und Magier der Sprache sich immer verständnislos oder misstrauisch gegenüberstehen.

Es hilft auch nichts, die Arbeitsfelder abzugrenzen; denn beide Teile müssen die Bebauung des ganzen Feldes beanspruchen. Alles in einer Sprache ist ja irgendwie formal, das heißt grammatisch fassbar; und es gibt andererseits kein Wörtchen, kein Redeteilchen, das nicht irgendwie einen Sinn hätte und auf Bedeutung bezogen werden müsste. Es hilft auch, wenigstens auf die Dauer, nichts, dass man Kompromisse schließt und die Formenlehre mit der Bedeutungslehre zu einer Funktionslehre, die Grammatik mit der Geschichte zu einer historischen Grammatik verquickt. Die Funktionslehre oder, wie man sie

heute zu nennen pflegt, die beschreibende Grammatik, und ebenso die historische Grammatik, werden einem wirklich konkret und historisch denkendem Kopf, dem es um Erkenntnis der sinnvollen Entwicklung zu tun ist, immer zu abstrakt, zu leer und formalistisch erscheinen, dem strengen und echten Grammatiker aber werden sie lange nicht mehr systematisch genug sein. Aber gerade aus dieser Unzufriedenheit, aus diesem Misstrauen der Bedeutungslehre gegen die Formenlehre, der Sprachgeschichte gegen die Grammatik, der magischen Gesinnung gegen die mystische und umgekehrt, schöpfen beide Teile den trotzigsten Mut zu neuen Eroberungen und Entdeckungen, zu immer stärkeren freundlich-feindlichen Umarmungen im Ringkampf. Die *tertia gaudens* bei diesen *duobus litigantibus* ist die Wahrheit.

Die Wahrheit heißt für den wissenschaftlichen Menschen Philosophie. Von der Sprachphilosophie erwarten wir Aufklärung und Entscheidung darüber, wie es möglich ist, dass aus dem ersten Moment der Sprache, aus der Mechanik gedankenloser Vorgänge, das zweite, die Schöpfung sinnvoller Ausdrucksformen, in denen die Geistesart ganzer Völker und Zeitalter sich enthüllt, hervorgeht.

Die Antwort, die ich zu hören glaube, klingt einfach wie ein Scherz und tief wie eine Offenbarung. Was wir Fachleute als das erste Moment bezeichnen, ist in Wahrheit, das heißt in der Philosophie, das zweite, und das zweite ist das erste. Nicht das Mechanische wird sinnvoll, sondern das Sinnvolle wird mechanisch in der Sprache, nicht aus den Dummheiten der Sprache kommen ihre Fortschritte, son-

dern umgekehrt aus dem Streben das Irren. Darum werden die grammatischen Systeme der Formenlehre, die den Mechanismus der Sprache darstellen, niemals stimmen und klappen; es sei denn, dass zuvor die ganze Entwicklungsgeschichte der Bedeutungen der Sprache erschöpft werde. Aber damit hat es gute Weile. Von neuem gehen die Abkömmlinge der Magier, die an die Bedeutung, den Sinn und die Macht des Wortes glauben, an die Arbeit und fahnden nach der Lebensweisheit und den Willensmächten, die durch die sprachlichen Formen zittern, und von neuem beweisen ihnen die Abkömmlinge der Mystiker, dass alle diese Formen nur leere Hüllen sind.

Magier und Mystiker sind nicht aus der Welt zu schaffende Urtypen des geistigen Lebens. Zwischen der Magie, die in der Form als einem Werkzeug alles, sogar Gott zu bauen glaubt, und der Mystik, die alle Formen zerbricht und verwirft, um in den Dingen und in Gott sich zu verlieren, ist ein ewiges Hin und Her. Darum kann der Mensch seiner eigenen Sprache gegenüber zwischen Vertrauen und Zweifel nie zur Ruhe kommen. Nur der Künstler der Sprache, der Dichter gewährt uns vorübergehend die Seligkeit des Gleichgewichts. In der Dichtung hört die Sprache auf, ein dienendes Werkzeug zu sein, aber sie ist auch keine Fessel und leere Hülle mehr, sie ist Körper und Seele, Mittel und Zweck, Form und Bedeutung, Wollen und Können zugleich, ist reine, durchsichtige, verkörperte geistige Schönheit.

Was Wunder, dass der Sprachforscher, je heftiger in ihm die dargelegten Gegensätze ringen und

je mehr das Hauptproblem seiner Wissenschaft ihn quält, desto sehnsüchtiger nach dem Ausruhen im Schoß der Dichtung verlangt. Seit Jakob Grimm und Wilhelm von Humboldt bis auf Hugo Schuchardt hat der Werktag der Linguistik seinen Sonn- und Feiertag in der Poesie gesucht. Nicht dass die großen Sprachforscher auch große Dichter wären, aber sie sind die verständnisvollsten, in der Hinnahme dankbarsten und leckersten Kostgänger der Musen. Freilich fehlt es auch nicht an Sprachforschern, die vom magisch-mystischen Dualismus unberührt, ihr Tagwerk erledigen und höchstens der physischen Ruhe, nicht der geistigen Erlösung durch die Dichtung von Zeit zu Zeit bedürfen. Auch diese bescheidenen Arbeiter – solange sie bescheiden bleiben – sind nicht zu verachten. Die Führung in der Sprachwissenschaft aber gebührt jenen anderen. Denn der Geist der Sprache, von dem wir in der Formenlehre nur den Schatten und in der Bedeutungslehre nur die Ideen sehen, kann erst im Dichter ganz leibhaftig werden.

